

Ercheint täglich außer Montags... Abonnement-Preis für Berlin...

Vorwärts

Intentions-Beitrag beträgt für die... Expedition: Beuth-Strasse 3.

Berliner Volksblatt.

Zentralorgan der sozialdemokratischen Partei Deutschlands.

Redaktion: Beuth-Strasse 2.

Donnerstag, den 2. Juli 1891.

Expedition: Beuth-Strasse 3.

Abonnements-Einladung.

Zum bevorstehenden Quartalswechsel eröffnen wir ein neues Abonnement auf den

Vorwärts

Berliner Volksblatt

mit dem

„Sonntagsblatt“

als Gratisbeilage.

Unser Blatt ist das Zentralorgan der deutschen Sozialdemokratie. Jeder Genosse und vor allem jeder Berliner Genosse...

Im Feuilleton unseres Blattes veröffentlichen wir sofort nach der in den nächsten Tagen eintretenden Beendigung des Romans: „Die Falkner von St. Vigil“...

Für Berlin nehmen sämtliche Zeitungs-Expediteure, sowie unsere Expedition, Beuthstr. 3, Bestellungen entgegen zum monatlichen Preise von

1 Mark 10 Pfennige frei ins Haus,

wöchentlich 28 Pfennige.

Für außerhalb nehmen sämtliche Postanstalten Abonnements zum Preise von

3,30 Mk. für das Quartal

entgegen.

Wir ersuchen unsere Postabonnenten höflichst, das Abonnement rechtzeitig aufzugeben, damit die regelmäßige Zustellung des Blattes keine Unterbrechung erleidet.

Die Redaktion und Expedition des „Vorwärts“ Berliner Volksblatt.

Der todte Mann?

Das preussische Eisenbahnministerium hat noch immer nicht öffentlich zu der Bochumer Schienen-Affäre Stellung genommen. Es war der württembergischen Regierung vorbehalten, sich gegen die lecken Unterstellungen zu verhalten...

Feuilleton.

Wachdruck verboten.

109

Die Falkner von St. Vigil.

Roman aus der Zeit der bayerischen Herrschaft in Tyrol von Robert Seywechel.

Die Rettung der Bayern lag hinter der Eisad-Dieses, dem Brenner entspringende Wasser kommt dort, wo das Pustertal in die Ebene von Brigen mündet...

des Bochumer Vereins verfolge. „Es sind Erhebungen im Gange“ verkünden in ihrer schielenden Sprache die „Berl. Pol. Nachr.“...

Dunkel ist der Rede Sinn. Was die großen Unternehmer wünschen, ist die Vertuschung. Da es nicht angeht, die peinliche Geschichte totzuschweigen, so heisst es zu beschwichtigen, zu kalmieren, einzuschläfern...

Der Wunsch des Volkes ist die strengste Justiz. Soll dies ein frommer Wunsch bleiben? Das Volk hofft, daß die Thäter vor die Schranken des Gerichts gestellt, daß sie nach dem Buchstaben des Gesetzes gerichtet werden...

Wied in Bochum wieder irgend ein Ingenieur, ein Werkführer, ein Arbeiter über die Klinge springen? Aber in Herrn Baare sähe ein System auf der Anlagebank. Ein System? Das System der „nationalen Arbeit“...

um wenigstens ihre Schützen schnell heran zu bringen. Nach der Berechnung jener hätten sie schon bei dem Kampfe um die Mühlbacher Klause zur Stelle sein müssen...

„Mit Gott für unseren Glauben! Drauf! Drauf! Hurrah!“

Und mit einem Hurrah, von dem die Felsen widerhallten, liefen sie gegen die Bayern vor und drängten sie über die Brücke, deren Geländer brachen...

Noch eine Salve brachte hinter den Flüchtlingen her und dann sagte Remenater, indem er den Hut abnahm und sich den Schweiß von der Stirn trocknete:

„Lasset sie laufen! Der Hoser wird sie schon in Empfang nehmen. Das Pustertal ist frei! Juch! Juch!“

Aus allen Kehlen klang der Ruf nach. Das war ein Jauchzer, wie ihn Tyrol noch nie gehört hatte.

Die Sieger rasteten und ließen sich Brot, Wein und Schnaps schmecken, die ihnen aus den Ortschaften schnell zugeführt wurden. Abseits von ihnen hatten sich die gefangenen Bayern erschöpft und niedergedrückt auf die Erde geworfen...

In Kürze! Was will das Volk? Einen Prozeß, der bis in die letzten Winkel der Blutschmacherei hineinleuchtet. Was will die Bourgeoisie? Im besten Falle eine Justizposse...

Die Gegner beschuldigen uns, daß wir Bosheitspolitik trieben; sie beschuldigen uns fälschlich. Nichts ist positiver als unsere Kritik. Herr von Caprivi, der preussische Ministerpräsident, berühmte sich, daß er alle Maßregeln der Regierung rücksichtlich ihrer Wirkung auf die Sozialdemokratie prüfe...

Die Erregung beseitigen, das heißt dem nett und rund ausgesprochenen Willen des Volkes gemäß handeln. Dem Willen des Volkes, das nichts heisst als Gerechtigkeit. Nicht minder ein Triumph für die Sozialdemokratie!

Indes droht Herrn Baare eine andere Gefahr, auf welche hinzuweisen wohl angebracht ist. Eine Gefahr, welche den Schritt erleichtern könnte, der sonst vielleicht nur mit vorsichtigem Schwanken gemacht worden wäre...

Seit jener padenden Szene des Steuerprozesses fallen die Kurse der Bochumer Vereinsaktien. So sehr man sich müht, durch Tartarennachrichten*) und andere Schwänke sie in die Höhe zu treiben, es ist alles umsonst. Sie standen vor dem Prozeß auf 139 und wurden am 30. Juni für 100,25 M. auf der Börse ausgeben...

*) Während des Krimkriegs wurden die durch sog. Tartaren überbrachten Nachrichten, die sich stets als monströse Lügen herausstellten, sprichwörtlich für Lügennachrichten unerschämtester Art.

daß sie die Gewehre nicht zum Spiel aufgeföhren hatten. Josef Hapfänger ging unter den verwundeten Tyrolern umher und tröstete sie und betete mit ihnen. Fra erquidte sie und die Bayern mit Brot und Wein. Nun der Kampf zu Ende war, erwachte wieder das Weib in ihr; zugleich machte sich die Erschöpfung ihrer körperlichen Kräfte fühlbar...

Die Verwundeten wurden von Männern und Frauen, die inzwischen aus den nächsten Dörfern herbeikamen, fortgeschafft. Die Gefangenen sollten zu den bereits in Mühlbach befindlichen transportiert werden. Aber es wollte sich auf Remenaters Aufforderung Niemand freiwillig zu dem Transporte melden; sie alle strebten weiter nach Innsbruck...

Dierher hatte Andreas Hoser in der vergangenen Nacht seine Passier über den Jansen geführt und am Morgen das bayerische Bataillon unter dem Major Speicher, welches

Zusammengefasst: dasselbe ist jetzt elend verachtet; die Arbeiter erhalten nicht einmal ihren rückständigen Lohn. Die Aktionäre zittern für ihre Rente, und der Sturm kapitalistischer Enttäufung — man lese nur die Abendnummer der „Vossischen Zeitung“ vom 30. Juni — wird vielleicht den Baum entwurzeln, der dem öffentlichen Unwillen Trost geboten hat. So lange eben, als Baare nur der Beauftragte der profitgierigen Kapitalisten war. Der Gewinn ist bedroht, er ist verkürzt, und es wäre denkbar, daß Herr Baare bald ein todtter Mann sei.

Ein todtter Mann für die Bourgeoisie meinen wir. Denn das Volk hat ihn bereits gerichtet.

Politische Uebersicht.

Berlin, 1. Juli.

„Auf absehbare Zeit ist der Weltfrieden gesichert“ — das ist die politische Weisheit, zu welcher die wohlgesinnten, militär- und reichstrommen Zeitungsschreiber und Politiker — natürlich reden wir von deutschen — sich in dieser Saure-Gurkenzeit zu erheben vermocht haben. Nun — es ist eben Saure-Gurkenzeit-Weisheit. „Auf absehbare Zeit“ — was heißt das? Wie lange ist es? Heißt es auf 100 Jahre? Auf 10 Jahre? Auf 6 Jahre? Auf 1 Jahr? Auf 100 Tage? Auf 100 Minuten? Ja, nur auf eine Minute oder Sekunde? Weiß der schlau-meierlichste dieser politischen Schlaumeier, was die nächste Minute uns bringt? Selt diplomatisch ist der Ausdruck: „auf absehbare Zeit.“ Er sagt gar nichts und scheint viel zu sagen, und der Gedankenlose kann sich alles Mögliche dabei denken. Freilich, er muß sehr gedankenlos sein.

Nebrigens sei gern zugegeben, daß in Bezug auf den sogenannten „Dreibund“ sich wenigstens Etwas gebessert hat. Die beiden wahrheitshassenden Radaupolitiker, welche jeden Tag für verloren hielten, an welchem sie nicht irgend einen politischen Radau, irgend eine Hege, irgend eine Alarmierung in Szene setzten, sind nicht mehr an der Spitze des „Dreibunds“ — sie sind von der Remessa ereilt und kaltgestellt worden; und denen, die an ihre Stelle getreten sind, ist wenigstens der Wunsch und Wille zur Erhaltung des Friedens zuzutragen. Leider ist nur mit den guten Wünschen und dem guten Willen einzelner Personen nichts gethan, und wenn die Böller nicht dafür sorgen, daß ihrem Friedensbedürfnis Rechnung getragen und daß allen denjenigen Elementen, welche ein Interesse an der Störung des Weltfriedens haben, das Handwerk gelegt wird, dann sind die gedruckten oder geschriebenen Friedensgarantien der bestrengtesten Verträge nicht mehr werth, als das Papier, auf das sie geschrieben oder gedruckt sind. Freiheitliche Zustände und Einrichtungen, welche den Klassenkampf und die Ausbeutung verhüten — das sind und bleiben, wie wir immer und immer von Neuem betonen müssen, die einzigen wirksamen Friedensbürgschaften.

Mit der Baare-Angelegenheit beschäftigen wir uns im Leitartikel und noch an anderer Stelle. Die Freunde und Mitschuldigen des Herrn Baare haben die Frechheit, uns vorzuwerfen, daß wir die Sache tendenziös aufbauschen — sie habe ja gar keine so große Wichtigkeit. Da unterschätzen die Herren jedoch ihren Baare und sich selbst. Der Herr Baare ist persönlich allerdings nichts weniger als ein bedeutender Mensch, aber er ist ein klassischer Repräsentant des deutschen Progenthums, und die Inkarnation des wirtschaftlichen und politischen Raub-, Ausbeutungs- und Unterdrückungs-Systems, das von dem Millionärzuchtler Bismarck begründet und auf die höchste Stufe der Vollkommenheit gebracht worden ist. Jeder Schlag, der den Baare trifft, trifft auch all dessen Kumpane und trifft vor Allen den Fürsten Bismarck, der sich den Baare als das geeignetste Werkzeug zur Durchführung seiner schmachvollen Wirtschaftspolitik ausgesucht hatte. Und hier gilt das Sprichwort, das man auch umdrehen kann: *Tel maître tel valet**) — wie der Bismarck so der Baare — und wie der Baare so der Bismarck.

*) Wie der Herr so der Knecht.

daselbst in Garnison lag, rings eingeschlossen. Zur selben Zeit wie in St. Lorenzen entbrannte auch hier der Kampf. Von allen Seiten sandten die Stützen der Passierer den Tod in die Reihen der Bayern. Hauptsächlich nahmen sie die Offiziere aufs Korn und schossen sie nach einander heraus. Ein gleiches Loos traf die Kanoniere. Es war wie ein Bestschießen und die Tyroler wie bei einem solchen voll Humor. Das Kartätschenfeuer that denselben keinen Abbruch. Am lustigsten trieben es zwei junge Mädchen, Anna Horn und Marie Pichler, die sich hier den Kranz der Unterthätigkeit errangen. Ihre muntere Laune und ihre Kühnheit lockten selbst dem bärtigen Andra ein beläufiges Lächeln ab.

„Und ein Volk, das solche Muthen hat, vermeint der Bayer niederzreten zu können.“ sagte er einmal. Das Pfeifen der Gewehrflügel, das Brüllen der Kanonen dünte den beherzten Dirnen fröhliche Musik und einen Scherz auf den Lippen warfen sie sich, als der entscheidende Augenblick gekommen war, auf die bayerischen Geschütze. Um die Mittagstunde bedeckte von der Mannschaft, welche Major Speicher kommandierte, fast die Hälfte das Kampffeld und von den Offizieren waren nur noch zehn am Leben. Von der Unmöglichkeit überzeugt, den enger und enger ihn umpressenden Ring der Passierer zu durchbrechen, streckte Major Speicher die Waffen.

Andreas Hofer befahl den Sterzjüngern, die Spuren des blutigen Kampfes sorgfältig anzutreiben und eilte mit seinen Passierern dem Brenner zu. Nach dem von ihm entworfenen Plane war Innsbruck das Ziel, bei welchem alle Streitkräfte des Landes am Morgen des zwölften April zusammenzutreffen sollten, und dorthin drängten auch alle Bauernführer mit ihren Schaaren die Bayern vor sich her; vom Brenner, aus dem oberen und dem unteren Innthale. Als der Morgen des zwölften seinen Gluthkuss der Frau Hütt auf die Stirn brühte, waren alle Höhen rings um die Stadt von den tyroler Landeuten, die sich in drei Heerhaufen getheilt hatten, besetzt und im Thale standen in Schlachordnung die Bayern, geführt von dem Obersten Dittfurt, unter dem Oberbefehl des Generals Kinkel. Nur einer

Zur Kennzeichnung jener scham- und ehrlosen Sippe sei noch erwähnt, daß sie für den Bankrott der Savona-Gesellschaft die diebsfeindliche Presse verantwortlich machen will, welche die Bodumer Standale „an die große Glocke gehängt habe“, statt sie hübsch patriotisch zu vertuschen. Dadurch seien die Savona-Aktien entwerthet worden. Nun — die Spitzbuben haben es von jeher nicht in der Ordnung gefunden, daß man sie am Kragen packe.

Steigende Kartoffelpreise und Kartoffelkrawalle! Der ärgste in Swinemünde, wo verschleuderte Unschuldige für die Sünden der Herren Großgrundbesitzer tüchtig durchgeprügelt wurden. Es ist in Deutschland so weit gekommen, daß die Kartoffeln, welche für das Vieh bestimmt waren, jetzt von den Menschen gegessen werden müssen, während das Vieh sich seinerseits auch mit minderwerthiger Nahrung begnügen muß. Daß so auch das Vieh unter dem Nothstand zu leiden hat, geht den braven, für ihre väterlichen Oefen und das nationale (warum nicht auch „patriotische“) Schwein patriotisch schwärmenden Agrariern vielleicht mehr zu Herzen, als der Nothstand der Menschen, den sie „nicht sehen“ wollen.

Preußen wird Lotteriestaat. Man hat Preußen früher einmal als Staat der Kasernen und Schulen bezeichnet. Nun, Militärstaat ist es geblieben, ja als solcher hat es sich noch mehr herausgewachsen. Aber auch die Künste des Friedens blühen; wenn der Bourgeoisgeist auch keine neuen Idealsysteme mehr ausbeutet, um so produktiver ist er in geflickten Schienen und National-Lotterien. Das neben den Staats-Lotterien die Lotterie überhaupt auch die Pfliegerin des „Geistes der Gottesfurcht und frommen Sitte“ geworden ist, sieht man aus den vielen Kirchen-Lotterien. Ohne Lotterie kann sich die Wohlthätigkeit der Bourgeoisie nicht mehr entfalten; die Pflege der Kunst und des Rennbahn-Sports ist ohne Lotterie nicht mehr denkbar; aller Segen kommt von der Lotterie. Sie wächst mit ihren höheren Zwecken und demgemäß wird auch ihr Wagen größer. Zehn Millionen verschlang sie mit der Schloßfreiheit-Lotterie, warum soll sie nicht noch neue 8 Millionen für Afrika verdauen. Einen wohlklingenden Namen hat das neue Unternehmen auch bereits, es soll der Bekämpfung des Sklavenhandels in Afrika dienen. Für diesen Zweck sind 2400000 M. bestimmt, zu Gewinnen 4 Millionen, und für die Unternehmer des Klümbins und deren Helfershelfer — der Presse, als des einflussreichsten Schlepplers — ist hierbei auch gedacht, rund anderthalb Millionen. Die Bekämpfung des Sklavenhandels heißt bloß die Beseitigung der arabischen und einheimischen Konkurrenz in Afrika: die kleine Zahl der deutschen Großhändler, welche sich für Afrika interessieren, haben ihre zivilisatorische Aufgabe, die sie angeblich vollziehen, bisher vornehmlich in der Vergiftung der Bevölkerung durch preussische Fasel bewahrt und sich hierdurch auch die Sympathie der schnapsbrennenden Junker erworben. Dem Sklavenhandel der Araber wird Einhalt geboten werden, aber der preussische Fasel wird sein Werk der Abstumpfung der Neger und ihre Unterwerfung unter die schmachvollste Lohnsklaverei mit Sicherheit beschleunigen. Dann kommt auch die Zeit, in welcher die Junker in den östlichen preussischen Provinzen sich nicht mehr über die Auswanderung ihrer Arbeiter zu beklagen haben, denn reiches Ergeß fließt ihnen aus Afrika zu. Das Werk der nationalen Vegeisterung für die deutschen Kulturaufgaben besorgt die strebame studierende und studierte Jugend, der sich neue Bahnen der Karriere aufschließen, die ihnen im Reich der unbesoldeten Professoren und der auf Tagelohn arbeitenden Hilfs-Gymnasiallehrer sich nur sehr langsam öffnen. Von diesem neuen Streberthum zeugt die stets zunehmende starke Theilnahme an orientalischen Seminar der Berliner Universität. Für einen Dr. Peters und Dr. Förster sind dort bereits hundert neue Kolonialschwärmer von Beruf gezüchtet. In der segensreichen Aera der geflickten Schienen, der Züchtung der Millionäre, des Schutzes der Brotvertheurer, der Privilegierung der junkerlichen Schnapsbrenner, der Verelendung des Volkes, hat auch der Lotterieschwindel seine „segensreiche“ Kulturaufgabe zu vollziehen.

Östliche und diplomatische Klatschgeschichten werden jetzt in aller Breite in bürgerlichen Blättern er-

schle auf dem Berge Isel und das war das Haupt des Aufstandes, der Sandwirth.

Als die Pusterthaler, welche die ganze Nacht marschirt waren, ohne den Kreishauptmann von Hosten einzuholen, denn er war mittlerweile von den Sterzjüngern in Empfang genommen und vermehrte die Gesellschaft des Majors Speicher in dem dortigen Kapuzinerkloster, am folgenden Tage nach Schellenberg kamen, wohin der Weg von Gossensaß steil durch Wald hinanführt, trat ihnen zu ihrem nicht geringen Erstaunen der Sandwirth entgegen. Männlich herzlich war die Begrüßung zwischen ihm und Haspinger und Remenater. Drei siegreiche Helben schüttelten sich hier, nahe der Brennerpässe die Hände.

„Jetzt aber, Ihr lieben Freunde, bleibet nur getroßt bei mir.“ sagte Hofer, nachdem sie einander die von ihnen erlangenen Erfolge mitgetheilt. Nach Sprung gelangt Ihr doch nicht mehr zur rechten Zeit. Mir aber kommt Ihr ganz gelegen. Ist mir Botschaft worden, daß vom Süden ein Weiter heranzieht. Dem Speckbacher hab' ich einen Zettel geschickt.

Nicht lange, so kam es herangezogen, das Wetter: Franzosen und Bayern unter dem General Biffon. Raum aber stiegen sie den Schellenberg hinan, als der Wald zu beiden Seiten über ihnen und hinter ihnen lebendig wurde. Steine, Baumstämme rollten und stürzten zerschmetternd auf sie, und eine Kugelsaat überschüttete sie wie Hagel. Wenn es eine Rettung für sie gab, so lag sie vor ihnen, und General Biffon stürzte vorwärts, dem Brenner zu, diesen hinab, ohne sich um das zu kümmern, was hinter ihm vorging. Vielleicht wußte er nicht einmal, daß unterdessen seine Nachhut ausgerieben, seine Bagage, Munition und Kriegskasse eine Beute Hofers wurden. Nur vorwärts, vorwärts! Aber die Nachgeister des mißhandelten Landes zogen mit ihm auf der Höhe, gleich Wetterwolken unaufhörlich tödliche Blitze niederstendend. In Steinach wollte General Biffon den erschöpften Truppen einige Stunden Ruhe gönnen; allein Hofer und seine Freunde jagten sie vom Ablochen auf und weiter ging die blutige Jagd, die ganze Nacht hindurch, das gehetzte Wild auf der schmalen Straße im Thal, die undarmherzigen Schützen über

zählt. Die „National-Zeitung“ ist ungehalten darüber, daß ihr Freund, der Nationalliberale Hohrecht, von der Kandidatenliste für den Oberpräsidenten-Posten für Ostpreußen gestrichen ist. Deshalb berichtet sie, daß ostpreussische Mitglieder der äußersten Rechten dem Kaiser bei seiner letzten Anwesenheit in Ostpreußen bestimmt hätten, einen der Jüngern zum Oberpräsidenten in Ostpreußen zu machen. Der richtige Großgrundbesitzer sei bloß noch nicht für den Posten gefunden. Der bisherige Verlauf der Angelegenheit, fügt sie zum Schluß zornig hinzu, mache da, wo man die Einzelheiten kenne, einen sehr unglücklichen Eindruck. Vielleicht verräth sie uns später noch etwas von diesen Einzelheiten. Herr Eugen Richter hätte also wieder Gelegenheit zu seiner geistreichen Frage: Wer regiert in Preußen? — Der zweite Tratsch, der in den Blättern erörtert wird, rührt von dem betannten Times-Korrespondenten in Paris, dem großen Herrn Oppert aus Blowig, her. Er erzählt, Caprivi habe schon zu Zeiten des Kaisers Wilhelm I. als Nachfolger Bismarcks gegolten. Ein Jahr vor seinem Tode habe der erste Wilhelm geäußert, mit Bismarck sei wegen seiner Halsstarrigkeit nicht mehr auszukommen. Ebenso habe er die — von ihm vollzogene — Ernennung Hofers zum Minister des Aeußeren den größten Akt von Nepotismus genannt, den die Geschichte kenne. — Wir halten die ganze Erzählung für eine Fabel, so richtig die Bemerkung über die Karriere des begabten Hofers auch sein mag.

Der Irrlehrenmann hat schon wieder einen neuen Beweis für seine alte Behauptung entdeckt, daß der dauernde unfreiwillige Aufenthalt in einem gut geleiteten preussischen Zuchtthaus dem Leben im sozialdemokratischen Zukunftsstaat bedeutend vorzuziehen sei. Wir hatten unsere Parteigenossen in ihrem eigenen Interesse davor gewarnt, auf die von einem Leipziger Winkelverleger veranstaltete Ausgabe der Lassalle'schen Schriften hineinzufallen. Dabei hatten wir gesagt, die Lassalle'schen Schriften hätten für die Genossen nur dann einen größeren Werth, wenn sie in einer entsprechenden kritischen Bearbeitung erschienen, wie das bei der Herausgabe durch den Parteivorstand der Fall sein werde. Flugs wirft sich die „Freisinnige Zeitung“ zur Beschützerin der von uns bedrohten Pressefreiheit auf, indem sie unter der Ueberschrift: „Die Lassalle'schen Schriften unter Parteizensur“ nach Wittheilung des Sachverhalts schreibt:

„Man kann sich hiernach ungefähr einen Begriff davon machen, was es mit der Freiheit der Presse für eine Bewandniß haben würde, wenn erst der sozialdemokratische Zukunftsstaat hergestellt und der Parteivorstand alleiniger Verleger und Herausgeber von Schriften in Deutschland sein würde.“

Jedem Menschen bleibt es unbenommen, sich so gut zu blamiren, wie er kann. Herr Eugen Richter aber macht von diesem Menschenrecht einen Gebrauch, der bis an die Grenzen des Erlaubten geht. Er weiß also wirklich nicht, was unter einer kritischen Ausgabe der Lassalle'schen Schriften zu verstehen ist? So wollen wir es ihm verrathen: An dem Wortlaut des Lassalle'schen Textes wird nicht ein Jota geändert, er wird vielmehr mit allen Mitteln der Legitimität in seiner ursprünglichen Reinheit wiederhergestellt. Dort, wo die Lassalle'schen Anschauungen mit der wissenschaftlichen Ueberzeugung, wie sie jetzt in der Partei herrscht, nicht übereinstimmen, werden in einer Note unter dem Text die Gegengründe angeführt. Und das nennt Herr Eugen Richter Parteizensur, derselbe Herr Richter, der die Pressefreiheit, wie er sie versteht, durch Nichtaufnahme oder schamlose Entstellung sachlicher Verichtigungen, durch Verdrehung und Fälschung gegnerischer Behauptungen und durch zahllose journalistische Unanständigkeiten geringeren Grades in den schlimmsten Verfall gebracht hat.

Der Parteitag unserer österreichischen Genossen hat am Dienstag seine Beratungen geschlossen. Die österreichischen Genossen wissen, mit welcher innerer Theilnahme das deutsche Proletariat die Entwicklung der Bruderpartei im Nachbarlande verfolgt, deren Geschick mit dem seinigen eng verknüpft ist. Zahllos sind die Bande, welche die deutschen mit den österreichischen Genossen vereinigen, und jeder Fortschritt der Bewegung in dem einen, kommt der Bewegung in dem anderen Lande zu Gute. Einen solchen Fortschritt stellt auch der Wiener Kongreß dar, dessen Eröffnung beinahe mit der Stunde jener großen moralischen Niederlage zusammenfiel, welche das österreichische Regierungssystem sich im Kampfe mit der Sozialdemokratie durch den

und hinter ihnen. Endlich standen sie auf dem Berge Isel und Innsbruck lag mit seinem Kranze schneegekrönter Alpen zu ihren Füßen, still und friedlich. Es war fünf Uhr Morgens. Kein Schuß fiel mehr und unbekümmert konnten sie nach Wiltan hinuntersteigen. Als General Biffon sich hier nach dem General Kinkel erkundigte, erfuhr er das Unglaubliche. Es gab keine Armees Kinkel mehr. Es war Tags zuvor von den Bauern total auf's Haupt geschlagen worden, und was von ihr nicht todt auf der Wahlstatt lag, war sammt dem General Kriegsgefangen. Oberst von Dittfurt, der in München gepredigt hatte, daß er das ganze Lumpenpack mit ein paar Eseladröns im Zaume halten wollte, lag von drei Kugeln auf den Tod verwundet. Nur Wenigen war es gelungen, zu entfliehen. General Biffon schien über diese Schreckenskunde den Verstand zu verlieren, denn er schrieb ein Mal über das andere: „Das ist unmöglich, denn ich habe den gemessenen Befehl, mich mit dem General Kinkel zu vereinigen.“

Die Brücke über die Sill bei Wiltan und das rechte Ufer des Flusses waren von Speckbacher und dem Kronenwirth Straub aus Hall besetzt und im Rücken der Bayern und Franzosen stand Hofer mit seinen Freunden; dazu das ganze Land in Aufruhr. General Biffon mußte sich zur Kapitulation mit den Bauern bequemen.

Nord- und Mitteltyrol waren frei, frei in vier Tagen durch die Thatkraft des Bandoalles. Dem General Chasteler traf erst zwei Tage später gegen Abend mit seinem Stabe in Innsbruck ein. Fröhlich zogen die Aufgebote wieder zu ihren Heimathdörfern. Es war die höchste Zeit, die Felder zu bestellen und die Hand, die eben noch das Mordeisen geführt hatte, lenkte nun den Pflug durch die nährende Erde. Auch die Bigler kehrten nach Hause zurück. Angelo Lacedelli hatte sich heimlich von dort entfernt, und seine Schwester zog sich wieder nach Cortina zurück. Mit dem Siege der Tyroler waren seine Hoffnungen dahin. Hannes hielt an seiner Stelle den Dankgottesdienst ab und auf den allgemeinen Wunsch der Gemeinde befürwortete der Dechant dessen Berufung nach St. Bigil und erlangte sie. Einer der Adjunkten des Dechanten vikarirte einstweilen in St. Martin. Frau Carlotta Dysona übersiedelte mit ihrem

Das Ministerium der öffentlichen Arbeiten

veröffentlicht im „Reichs-Anzeiger“ folgende Bekanntmachung:

Bei Gelegenheit des vor dem königlichen Landgericht in Offen anhängig gewordenen Strafverfahrens gegen den Redakteur Fudangel ist seitens der Vertheidigung gegen den Bochumer Verein die Anschuldigung erhoben worden, sich bei der Lieferung von Schienen und anderem Eisenbahnmateriale grober und für den Eisenbahnbetrieb gefährdender Unregelmäßigkeiten schuldig gemacht, namentlich fehlerhafte, sogenannte „gefickte“ Schienen unter Anwendung nachgemachter Stempel fälschlich als probemäßig gekennzeichnet und unter das von der Eisenbahnverwaltung abgenommene Material geschafft zu haben.

Table with 4 columns: im Jahre, bei einer Gesamtzahl der verlegten Schienen von rund, gegenüber der Zahl der überhaupt vorgekommenen Unfälle, Entgleisungen und Zusammenstöße von, Unfälle eingetreten, bei den Schienenbrüchen statigefunden haben:

Die Zahl der Unfälle, bei welchen Schienenbrüche stattgefunden haben, ist hiernach im Verhältnis zu der Zahl der verlegten Schienen eine außerordentlich geringe. Dabei hat durch die stattgehabten behördlichen Untersuchungen keineswegs mit Sicherheit festgestellt werden können, daß die Schienenbrüche in allen Fällen die Ursache der betreffenden Unfälle gewesen und nicht etwa erst infolge derselben eingetreten sind.

Die Abnahme der von den Werken zu liefernden Schienen erfolgt bei der preussischen Staatsbahnverwaltung in der Regel durch besonders ausgewählte, technisch vorgebildete höhere Beamte. Die dabei zur Kennzeichnung des probemäßig bestimmten Materials gebrauchten stählernen Stempel werden ausschließlich in den eigenen Werkstätten der Verwaltung oder durch besonders damit beauftragte Graveure angefertigt und den betreffenden Beamten bei jeder Entsendung zum Zwecke der Abnahme ausgehändigt.

Sogenannte „gefickte“ Schienen werden von der preussischen Staatsbahnverwaltung, wenn sie als solche erkannt sind, überhaupt niemals abgenommen. Daß derartige Schienen ungenügend aller Vorkehrungen gelegentlich unbemerkt bleiben und auf solche Weise mit zur Abnahme gelangen können, ist immerhin möglich. Ob und in welchem Umfange dies bei dem Bochumer Gußstahlwerk etwa der Fall gewesen ist, dürfte die schwebende gerichtliche Untersuchung ergeben.

Tokales.

Eine Erhöhung der Kur- und Verpflegungskosten findet vom 1. Juli d. J. ab für die in dem hiesigen königl. Klinikum verpflegten Kranken statt. Die Verwaltungsdirektion der genannten Anstalt versendet mit dem Datum vom 5. Juni ex. an die Angehörigen der dort untergebrachten Kranken, sowie an die Kassengerechten und an die interessierten Gemeindebehörden folgendes Rundschreiben: Die Herren Ressortminister haben bestimmt, daß die Kur- und Verpflegungskosten des königl. Klinikums hier selbst zu erhöhen sind und zwar: a) für Kranke, welche des klinischen Interesses wegen oder für Rechnung der Stadtgemeinde Berlin oder anderer Armenverbände oder auf Kosten behördlich anerkannter Krankenkassen oder Berufsgenossenschaften aufgenommen werden, von bisher 1 Mark 75 Pf. auf zwei Mark pro Tag.

mittel wie Bandagen, Bruchbänder und andere Apparate eine Preissteigerung unseres Wissens nicht erfahren haben, so bleibt also nichts Anderes übrig, als die Ursache der Kostensteigerung in der Vertheuerung der Lebensmittel zu suchen.

Gegen die Erhöhung der Verpflegungskosten ist ja nun nichts mehr zu machen, wohl aber empfiehlt es sich, bei dieser Gelegenheit auf Mißstände in der Verpflegung der Kranken hinzuweisen, die von verschiedenen Seiten laut geworden ist. Das gynäkologische Institut (Entbindungsanstalt) der hiesigen Universitäts, unseres Wissens eine ebenfalls unter der Verwaltung der königlichen Klinik stehende Anstalt, nimmt auch zu höheren Verpflegungskosten Kranke auf, meist Frauen, die dann dort zugleich Gelegenheit finden, die Produkte einer Kochkunst zu studieren, die weder für den Magen eines Gesunden noch für den eines kranken Menschen dienlich sein können.

Nicht viel besser steht es mit anderen Vorrichtungen, die in keinem anderen Krankenhause fehlen. Die bekannten, mit Luft oder Wasser gefüllten Gummiringe, welche solchen Kranken untergelegt zu werden pflegen, die infolge langer Liegens mit Wunden an der Oberfläche des Körpers bedeckt sind, fehlen hier, und den leidenden Frauen, die sich nach längerem Krankenlager durchsetzen hatten, konnte diese einsache Erleichterung nicht zu Theil werden.

Daß diese Uebelstände so tief eintreiben konnten, liegt wohl hauptsächlich daran, daß die einzelnen weiblichen Kranken gewöhnlich nur wenige Wochen sich in der Anstalt befinden und dann froh sind, wenn später von dem Aufenthalt in derselben wegen der vielen unangenehmen Erinnerungen, die sich daran knüpfen, möglichst wenig gesprochen wird.

Das „Berliner Tageblatt“, so schreibt man uns, beschäftigt sich vor einigen Tagen mit dem sozialdemokratischen Antrag auf Verstaatlichung der Apotheken. Das Endresultat ist: Es sei zwar bei der heutigen Lage der Pharmazie manches nicht ganz in der Ordnung, aber die Mißstände seien nicht derart, daß der Staat Veranlassung habe einzugreifen, und außerdem berührten sie in keiner Weise das große Publikum, sondern höchstens die Apotheker als solche.

Dagegen müssen wir entschieden Verwahrung einlegen. Wir haben in allen unseren Ausführungen stets das Interesse der arbeitenden Bevölkerung betont und überall nur aus diesem Gesichtspunkte heraus die Verstaatlichung der Apotheken gefordert. Die Angabe des „Berliner Tageblatts“, daß sich der Durchschnittspreis einer nach ärztlicher Verordnung bereiteten Arznei auf 85 Pf. stellt, ist ungenügend richtig. Wenn aber jener behauptet wird, daß sich der Selbstkostenpreis dieser Arznei inkl. Arbeitslohn auf ungefähr 30 pCt., also auf 40—45 Pf. stellt, so ist das ein Unfuss. Der Selbstkostenpreis beträgt höchstens 15—20 Pf. Die Arzneipreise datiren ohne wesentlichen Veränderungen aus einer Zeit, wo dem Apotheker eine bedeutend größere Nähe bei der Anfertigung der Arzneien zuzust. Die fortschreitende wirtschaftliche Entwicklung mit ihrem Streben nach Zentralisation, die chemische und pharmazeutische Großindustrie, alles das hat das Apothekenwesen von Grund aus umgestaltet, das Apothekenlaboratorium zum Paradeplatz für die sogenannten Revisionen, und die Apotheke zur Dispensiranstalt für die Fabrikate der Großindustrie gemacht. Und es ist unmöglich eine Reduzierung der Tage, den modernen Verhältnissen entsprechend, einzuführen, ohne daß eine solche Maßregel den sofortigen Bankrott fast aller bestehenden Apotheken nach sich ziehen würde.

Ein „alberner Witz“, der offenbar in die Kategorie der „geistigen Waffen“ gehört, macht die gegnerischen Blätter unsicher, und zwar in folgender Gestalt:

Die Kooperativische. Eine von Bellamy's phantastisch-sozialen Theorien ist in ihrem Heimathlande jüngst hin einer ersten, praktischen Prüfung unterworfen worden, hat aber das Examen herzlich schlecht bestanden. Hartwell ist ein hübsches Städtchen im Staate Ohio unweit Cincinnati und der Wohnort einer großen Anzahl von wohlhabenden Geschäftsleuten, die in der großen Handelsstadt ihr Establishment besitzen. Die Hausfrauen von Hartwell hatten es längst als lästig empfunden, selbst mit dem Kochkessel zu hantieren, und da dort, wie überall in der Nähe der größeren Städte, gute Köchinnen und Dienstmädchen zu den Seltenheiten gehören, beschloffen sie die Gründung einer Kooperativische, aus der die zum Verband gehörigen Familien ihren Mittagstisch und ihr Abendessen billiger, geschmackvoller und vor Allen bequemer beziehen könnten, als bei der Einzelzubereitung in den verschiedenen Haushaltungen möglich. Selbstverständlich wurde die Frau Bürgermeisterin auch Präsidentin der Kooperativische. Da nun sie selbst und vielleicht ihr Herr und Gekleider gern Hammelbrühe mit Schneidebohnen und ähnliche Delikatessen genossen, so kamen diese fast täglich auf den Speisetisch und auf den Tisch der Kooperativischen. Eine Zeit lang ließen diese sich die Sache gefallen; schließlich revoltirten aber ihre, vielleicht etwas empfindlich konstituirten Gaumen und Nagen: die Hausfrauen, welche

sich nicht so leicht helfen konnten, als die „Joe Croan“ und „Gandy“ naschenden Damen, freilich, d. h. sie aßen nicht mehr zu Hause, sondern hatten des Abends dringende Geschäfte in der Stadt zu besorgen, die Zahl der Küchen-Abonementen wurde immer geringer und bestand zuletzt nur noch aus der Frau Bürgermeisterin und ihrem Gemahl, so daß jetzt, nach etwa fünfmonatlichem Bestehen, die Kooperativische geschlossen werden mußte. Ob sich bis zum Jahre 2000 eine Heerde um den gemeinsamen Herd sammeln wird, muß nach den gemachten Erfahrungen für Hartwell mindestens als recht zweifelhaft gelten.

Die Notiz ist so dumm, daß sie von dem kostspieligen Wanderapostel Fränkel geschrieben sein könnte. Der Mann weiß nicht, daß in den Vereinigten Staaten bei der außerordentlichen Billigkeit der Nahrungsmittel, die Auswahl der Speisen selbst in den bescheidenen Hotels eine für uns Europäer erstauulich große ist, daß nach amerikanischer Regel jeder Gast oder Kunde für sein Geld das Recht erwirbt, von jeder Speise nach Belieben zu essen, und daß die Kooperativische in den kleinsten amerikanischen Landstädchen bereits thatsächlich durch das Hotel verwirklicht ist, welches auch den am Ort wohnenden Familien „Board“ — Kost — gegen eine bestimmte feste und vergleichsweise sehr niedrige Taxe giebt. Die „Rüchse der Zukunft“ ist bei den praktischen Amerikanern keine Zukunftsmusik mehr.

Der Verkehr in Berlin und seine Opfer“ betitelt sich eine Reihe beachtenswerther Aufsätze, die von offenbar zuständiger Seite jezt im „Reichs-Anzeiger“ veröffentlicht werden. Wir haben aus denselben bereits die amtlich ermittelten Zahlungsergebnisse über den Umfang des Fußgänger- und Wagenverkehrs in den Hauptstraßen Berlins mitgeteilt und entnehmen ihnen jezt die folgenden Angaben über den Pferdebahnverkehr in Berlin.

Die Gesamtlänge der Pferdebahngleise in den Straßen Berlins hat sich von 172 470 Meter im Jahre 1881 auf 288 648 Meter im Jahre 1888, d. h. um 116 178 Meter oder 65,6 pCt. vermehrt und sich zu einem Reize gestaltet, welches in den übrigen Großstädten Europas sowohl in Bezug auf seine Anordnung als auch hinsichtlich seiner Länge seines Gleichen kaum findet. Denn wenn auch Paris und London bezüglich der absoluten Länge ihrer Straßenbahnen Berlin vielleicht noch übertreffen, im Vergleich zu der Fläche, über welche dieselben sich ausbreiten, und zu der Einwohnerzahl stehen jene weit hinter der deutschen Reichshauptstadt zurück. Ganz besonders aber zeichnet sich Berlin dadurch vor jenen Rivallinnen aus, daß hier die Schienenstränge bis in den innersten Kern hineingeführt sind und so einen schnellen, möglichst kurzen und wohlfeilen Wechselverkehr von allen Theilen des inneren Umkreises der Stadt aus nach dem Herzen derselben und von diesem wiederum nach dem entgegengesetzten Punkte der Reichsbildergrenze und selbst über diese hinaus ermöglichen, während dort das Zentrum der Stadt von den Gleisen nicht erreicht wird. Bereich im Jahre 1885 — wo von dem durch das Zentrum der Stadt führenden Durchgangsverkehr vom Norden nach dem Süden (Gesundbrunnen — Kreuzberg, Weddingplatz — Kotlischer Platz, vom Osten nach dem Westen (Andreasplatz und Götlicher Bahnhof — Zoologischer Garten, Schleißer Bahnhof — Lützowplatz), vom Nordwesten nach dem Südosten u. s. w. (Moabit — Kärntnerplatz, Schleißer Thor — Bülowstraße u. s. w.) größtentheils noch nichts vorhanden war — stellte sich die durchschnittliche Zahl der von einem Einwohner im Jahre unternommenen Fahrten auf der Pferdebahn in Berlin auf 57,3, dagegen in London auf 80,9, in Wien auf 42,6, in Amsterdam auf 88,1, in Budapest auf 37,1 u. s. w. Seitdem ist aber in Berlin eine sehr erhebliche Steigerung des Verkehrs eingetreten, wie folgende Zahlen erkennen lassen. Es betrug die Anzahl

Table with 4 columns: im Jahre, der beförderten Personen, der zum Betriebe erforderlichen Wagen, Pferde:

Hiernach ist vom Jahre 1885—1888 die Zahl der beförderten Personen um rund 30 Millionen, die der Wagen um 200, die der Pferde um mehr als 1800 gestiegen. Die meisten Wagen folgen in Zwischenräumen von 6 Minuten auf einander; einzelne besonders stark frequentirte Strecken (Friedrichstraße, Ecke Behrenstraße — Moritzplatz bezw. Kreuzberg, Gesundbrunnen — Kreuzberg) werden aber alle 3 bezw. 4, noch andere alle 5 Minuten befahren. Da die Wagen der verschiedenen Touren bald diese, bald jene Gassekreuzung gemeinsam benutzen, so zeigt sich an gewissen Stellen eine außerordentliche Frequenz. Nach einem von dem Oberingenieur der Großen Berliner Pferde-Eisenbahn, Fischer-Dit im Eisenbahnverein zu Berlin am 12. März 1887 gehaltenen Vortrage wurde damals in der Charlottenstraße zwischen Leipziger- und Kronenstraße jedes Gleis in Abständen von je 56 Sekunden einmal befahren. Es folgten ferner sich die Wagen in der Kochstraße zwischen Friedrich- und Charlottenstraße in 64, in der Leipzigerstraße zwischen Jerusalemsstraße und Spittelmarkt in 66, in der Leipzigerstraße zwischen Mauerstraße und Potsdamer Platz in 76, zwischen Jerusalems- und Charlottenstraße in 84, in der Gertraudenstraße zwischen Mollen- und Spittelmarkt in 86 Sekunden u. s. w. Noch viel härter ist der Pferdebahnverkehr an gewissen Kreuzungspunkten. Diejenige Kreuzung, welche am stärksten befahren wird, ist die an der Ecke der Leipziger- und Charlottenstraße; dieselbe wird alle 18 Sekunden von einem Wagen passiert. Es folgen alsdann die Kreuzungen am Spittelmarkt mit 21, am Potsdamer Platz mit 22, an der Koch- und Charlottenstraße mit 23, an der Charlotten- und Französischenstraße mit 28, am Moritzplatz mit 29 Sekunden u. s. w. Da seit 1887 sowohl die Zahl der Touren wie die der beförderten Personen erheblich gewachsen ist, die Wagen aber auch in kürzeren Zwischenräumen auf einander folgen als damals, so ist der Verkehr an vielen der genannten Stellen und anderwärts gegenwärtig sicherlich noch viel bedeutender.

Wenn es als ein gewisses Vorrecht der Armuth angesehen wird, die Kinder im Sommer barfuß gehen zu lassen, so sind andererseits die Kinder der Reichen, die ihre Füße wohlgeputzt auch während des heißen Sommers in Schuh und Strümpfen haben, doch nicht deswegen zu beneiden; denn gefährlicher sind die letzteren deshalb nicht. Im Gegentheil; es ist nur für die Gesundheit vorthellhaft, wenn der Fuß, so lange es die Witterung irgend erlaubt, unbedeckt bleibt und so ordentlich austüfteln kann. Dies trägt ungemein viel zur allgemeinen Abhärtung des Körpers und zur Erzielung eines richtigen Winterruns bei. Wissen dies die reichen Fabrikbesitzer und Rentiers nicht, oder aber geniren sie sich, die Waden ihrer Sprößlinge allzu sehr den Blicken Anderer aussetzen? Letzteres ist wohl anzunehmen, wenn es auch unter dem Alles verdeckenden Mantel des „Das schickt sich nicht“ verborgen wird. — Dasselbe gilt von Korsetttragen. Man sehe doch einmal bei der Hitze die Kammergeschloßen unter den „höheren Töchtern“ mit den Taillen „wie ne Biene“ an! Daß solche fest geschnürten Damen in dem Mühsal überhaupt existiren können, bleibt das größte Wunder.

Ein „trockenes“ Gewitter von höchst feltamer Erscheinung kam vorgestern Abend kurz vor 10 Uhr in Berlin und Umgegend zum Ausbruch. Das „Wetterleuchten“, welches dem Gewitter vorausging, war derartig intensiv, daß die Straßen oft Sekunden hindurch tageshell erleuchtet waren. Biewohl es stark blühte und donnerte, blieb der nach der kolossalen Hitze so sehr erwünschte Regen doch aus, ein merklicher Niedergang der hohen Temperatur fand nicht statt und gegen Mitternacht war das Himmelsgewölke wieder „ausgestirnt“. Gegen Morgen des gestrigen Tages aber brach das Gewitter in verdoppelter Auflage wieder hervor. Blitz folgte auf Blitz und das Krachen des Donners war so furchtbar und Schreden erregend, daß es wohl nur Wenige gegeben hat, die nicht von dem Gewitter geweckt und aus den Betten getrieben wurden. Dann folgte ein enormer Regenguss, welcher in kurzer Zeit Berlin „unter Wasser“ setzte. Die gewöhnlich wurden die nordöstlichen Stadtviertel überflutet und ganz besonders haben die Kellerwohnungen in der Schönhauser Allee, Lintien- und Brunnenstraße unter der Wassermenge zu leiden gehabt, so daß, wie uns mehrfach gemeldet wird, die von der Ueberschweemung im Schlafe überraschten Bewohner nur nothdürftig belüftet aus ihren oft meterhoch mit Wasser gefüllten Wohnungen flüchten konnten. Das Gewitter hielt etwa eine Stunde in voller Heftigkeit an, brachte aber trotzdem nicht die ersuchte Abkühlung, denn gegen 9 Uhr Vormittags wies der Thermometer bereits wieder „20 Grad im Schatten“ auf! —

Ein überaus feiner Meister scheint in der Kurbelmaschinen-Fabrik von Ling und Gert, Gräner Weg 109, eingestellt zu sein. Als kürzlich — die Hitze ist doch gewiß nicht schlecht — ein Arbeiter mit einer großen Weisen Mittags in die Fabrik kam, wurde er auf Grund des fähigen Unterfangens von dem Meister sofort entlassen. Bei der heutigen Temperatur ist das allerdings ein durchaus sichhaltiger Entlassungsgrund, denn der Herr Meister hat wahrscheinlich niemals Durst.

Von zuverlässiger Seite wird uns gemeldet: Man braucht nicht nach der Balkan-Halbinsel zu fahren, um einen räuberischen Ueberfall in seiner ganzen Größe mit allen Einzelheiten durchzumachen. Ich verließ am Sonntag Abend in Gesellschaft eines jungen Mädchens bei einetweiliger Dämmerung Ost-Lands Hütte im Grunewald, um mich nach Schmargendorf zu begeben. Die Besucher des Waldes wurden immer spärlicher und auf dem halben Wege hatte uns die Dunkelheit überrascht. Da ich jedoch Weg und Steg im Grunewald genau kannte, so eilten wir nicht, fingen und plauderten. Plötzlich tauchte neben uns eine unheimliche Gestalt auf mit einem Knittel in der Hand, wie man ihn unter der Rubrik Spazierholz kaum ansähen könnte. Wir gingen langsam, wir kreuzten, gingen bald schneller, kaum hatten wir den unheimlichen Geist hinter uns verloren, so tauchte er vor uns auf. Plötzlich stand ein Mann vor mir, klein, unterseht mit breitflügeligen Güte, brüllte mich an und beschuldigte mich und speziell die Dame in deutlicher gemeinsamer Weise. Als ich mich nach seinem Stand und Personal erkundigte, schwante der Mann in ganz ungewöhnlicher Weise mit seinem Stecke und sagte ungefähr: Man müßte mir Kreuz und Quer einige runter schlagen. Meine Dame zitterte wie Espenlaub und bot scheinlich, ihr kein Leid zu thun. Ich übersehe die ganze Sache, griff in meine Tasche, wofür ich circa 1 M. in einzelnen Zehnpennigstücken hatte, überreichte sie dem braven Manne mit den Worten: Hier haben Sie 8 Mark, nun thun Sie mir den Gefallen und lassen uns gehen. Meine letzten Worte hatten jedenfalls einen guten Eindruck auf den unheimlichen Gast gemacht, denn er schaute meine Dame an und sagte: Ich thut's wegen Ihnen, und zu mir gewandt: Verdient haben Sie's nicht! Sprach's und schlug sich seitwärts in die Büsche. Sicher bin ich nicht der Einzige gewesen, welcher dem frechen Patron in die Hände gefallen und ist mir bereits heute ein ähnlicher Fall aus derselben Gegend zu Ohren gekommen. Die Behörden haben wohl leider wenig Zeit, solchen türkischen Zuständen, wie sie ja auch in Thiergarten vorkommen sollten, entgegenzutreten; besonders in den Vororten wird ja die ganze Thätigkeit derselben durch andere „dienstliche“ Funktionen in Anspruch genommen.

Ein „geriebener“ Gauner, der mit „Papierschneideln“ arbeitet, macht von hier aus die Provinz unsicher und hat bereits eine größere Anzahl Privats geschädigt. In Fürstendamm, Frankfurt a. O. und Umgebung erschien vor einigen Tagen ein junger Mann, Namens H. Müller aus Berlin, und verkaufte nach Muster Visitenkarten und Kauschschneideln, worauf er zahlreiche Bestellungen und Anzahlungen erhielt, während der Rest des Betrages bei Lieferung der Waare gegen Nachnahme per Post bezahlt werden sollte. Etwa 30 Nachnahmen über 2 M. 65 Pf. und 2 M. 20 Pf. trafen auch bald darauf von Berlin aus ein und wurden von den Bestellern eingelöst; aber statt der bestellten Waare in den Briefpacketen fanden sich nur Papierschneideln darin vor. Glücklicherweise brachten die Betroffenen die Sache sofort zur Anzeige und so konnte die Auszahlung der nachgenommenen Beträge, welche der Gauner „postlagernd Guben“ adressirt hatte, bei der dortigen Postanstalt inhibirt werden. Herr Müller aus Berlin wird natürlich seitens der hiesigen Kriminalpolizei gesucht und hoffentlich auch gefunden werden.

In der Wohnung eines in der Gubenerstraße wohnenden Kaufmanns A. erschien am Dienstag Nachmittag ein gut gekleideter Mann und verlangte den Herrn zu sprechen, worauf ihn das Dienstmädchen in das Empfangszimmer führte. Als später der Kaufmann in das Zimmer trat, um den Ankömmling zu begrüßen, war derselbe verschwunden, und zwar, wie sich herausstellte, unter Mitnahme einer kleinen Stuhle, welche ihren Platz auf einer Konsole hatte und eines werthvollen Familien-Albums, welches auf dem Tische gelegen hatte. Von dem „seinen Herrn“ fehlt jede Spur.

Auf seltsame Weise hat sich vorgestern Abend ein Schwindler freie Beute verschafft. Derselbe, ein äußerlich anständig aussehender junger Mann, hatte bereits in einer Wirthschaft in der Wallstraße reichlich Speisen und Getränke verzehrt, da fiel er plötzlich im wahren Sinne des Wortes ab, d. h. vom Stuhl, auf dem er saß, auf den Fußboden, wo er wie leblos liegen blieb. Der gutmüthige Wirth nahm sich des verunglückten Gastes hilfsreich an und geleitete ihn die Treppe hinunter, um ihn mit Hilfe der Nachhilfe und durch Venen der Schläfe wieder zu sich zu bringen. Als er aber mit seinen Manipulationen beginnen wollte, sprang der „Tote“ mit einem Male auf, theilte dem Helfer ein Paar kräftige Ohrfeigen aus und empfahl sich höflich-lachend eiligen Fußes. Mehrere Gäste, die sich auf den Hilferuf des Wirthes mit letzterem zur Verfolgung aufmachten, waren nicht im Stande, den flüchtigen Simulant, der über die Waisenbrücke nach der Zannowstraße zu rannte und dort im Gewühl verschwand, einzufangen. Mit ihm war natürlich auch der Betrag der Beute verloren.

Polizeibericht. Am 29. v. M. Abends fiel der Zimmermann Schmidt auf dem Neuen Langenbeker 17 etwa 4 Meter hoch herab und erlitt außer einer bedeutenden Verletzung des Schenkelbeins eine Verletzung des Rückgrats, so daß er nach dem Krankenhanse am Friedrichshain gebracht werden mußte. — Am 30. v. M. Morgens wurde ein 21-jähriger Kaufmann in den Geschäftsräumen einer Versicherungs-Gesellschaft in der Marktgrafenstraße mit einem Schuß in der Brust, und Vormittags ein Handlungsbekleid im Thiergarten, nahe dem Schloß Bellevue, mit einem Schusse in den Schenkel tödtlich aufgefunden. In beiden Fällen liegt unzweifelhaft Selbstmord vor. — Gegenüber dem Grundstück Luisenauer 23 fiel Nachmittags ein 6-jähriger Knabe beim Spielen in den Louisenstädtischen Kanal, wurde jedoch, anscheinend ohne Schaden genommen zu haben, aus dem Wasser gezogen und seinen Eltern zugeführt. — Zu derselben Zeit fand

in der Prinzenstr. 83 ein kleiner Brand statt. — Infolge des heftigen Gewitterregens in der Nacht zum 1. d. M. drang das Regenwasser in die Keller des Hauses Paulstr. 9 und Holzmarkt-gasse 20, so daß die Feuerwehr gerufen werden mußte.

Berichts-Beilage.

Der Prozeß gegen den Zeitungsverleger Hermann Ludwig Franz Joost, gelangte nach mehrmaliger Verlegung gestern vor der I. Strafkammer des Landgerichts I zum Abschluß. Die dem Angeklagten zur Last gelegten Straftthaten sind so mannigfaltig und die Beweisaufnahme war insoweit dessen eine so umfangreiche, daß die Verhandlung die ganze Sitzung in Anspruch nahm. Den Vorsitz führte Landgerichtsrath Dieh, die Anklagebehörde vertrat Staatsanwalt Müller II, die Verteidigung lag in den Händen des Rechtsanwalts Dr. Bont. Der 41 Jahre alte Angeklagte, der bereits wegen Gehelei, Hausfriedensbruch und Körperverletzung vorbestraft ist, befindet sich seit dem 5. Juli v. J., also seit einem Jahre, in Untersuchungshaft. Er ist jetzt des Betruges in vier Fällen, der Urkundenfälschung in einem Falle und der Anstiftung zum Meineide beschuldigt. Ueber die geschäftlichen Verhältnisse und über das von dem Angeklagten in den letzten Jahren betriebene Zeitungsunternehmen entrollt die Anklage folgendes Bild: Der Angeklagte war Inhaber der Firma H. Joost u. Co. und Herausgeber einer Zeitung, welche sich das „Arme-Journal“ betitelt, in einer Auflage von 5000 Exemplaren erschien und seine Abonnenten hauptsächlich in Offizier- und Gutsbesitzerkreisen suchte. Als Redakteur zeichnete ein Graf Schwerin, dessen Name aus auf dem Briefkasten stand, welcher an der Thüre des Hauses Mödernstraße 182, in dem sich die Redaktion befand, angebracht war. Es war an der Thüre aber auch ein Zettel angebracht, der den Besuchern anzeigte, daß sie sich in Abwesenheit des Grafen Schwerin an den Verleger Joost zu wenden hätten, welcher zum Abschluß aller Geschäfte ermächtigt sei. Die Anklage behauptet nun, daß der Graf Schwerin, welcher als Redakteur figurirte, garnicht existirte und daß der Angeklagte sich nur des Namens bediente, um bei den Offizieren Vertrauen zu erwecken. Keiner der Angestellten im Joost'schen Geschäft hat den Grafen Schwerin je zu Gesicht bekommen. Seinem Buchhalter Wuck hat der Angeklagte einmal gesagt, daß der Graf Schwerin mit dem früheren Kriminalkommissar von Schwerin identisch sei, im Verhandlungstermine behauptete Joost aber, daß er nur gesagt habe, die beiden Herren seien verwandt. Der Redakteur Graf Schwerin habe irgendwo in Pommern, wo, könne er nicht mehr angeben, gewohnt und von dort aus die Redaktionsgeschäfte besorgt. Um dessen persönlichen Verhältnisse und welchen Grad derselbe früher beim Militär bekleidet, habe er sich nicht belümmert. Jedenfalls ist der Graf Schwerin trotz der größten Bemühungen nicht zu ermitteln gewesen. Der Angeklagte soll außerdem viel mit seinen vornehmen Bekanntschaften, besonders beim Militär, geprahlt und die Auflage des deutschen Arme-Journals fälschlich auf 36 000 Stück angegeben haben. — Der erste Betrugsfall betrifft den Major a. D. Deliver. Derselbe erhielt im Februar v. J. einen vom Grafen Schwerin unterzeichneten Brief, in welchem der Adressat aufgefordert wurde, sich in einer wichtigen Angelegenheit in dem Redaktionsbureau des „Arme-Journals“ einzufinden zu wollen. Der Major folgte der Aufforderung. Er wurde von Joost empfangen, der ihm antrat, mit dem Titel „Subdirektor“ den Vertrieb des „Arme-Journals“ und der Beilage „Das Casino“ in Süddeutschland mit dem Wohnsitz in München zu übernehmen. Joost gab dabei eine Auflage von 36 000 Exemplaren an und versicherte dem Major, daß er mindestens ein Einkommen von 5000 Mark haben würde. Sein Vertreter in Hamburg, ein Lieutenant Albrecht, habe erst kürzlich geschrieben, daß er sich in seiner Stellung sehr glücklich fühle. Joost ließ ferner so beläufig die Bemerkung fallen, daß der Kaiser sich sehr für das Blatt interessire und daß Graf Waldersee fast allwöchentlich in die Redaktion komme. Major D. ging nach mehrmaliger Unterredung darauf ein, verzog nach München, mietete auf seine Kosten ein Bureau und sandte tausende von Exemplare in die Welt, wobei er gleichzeitig zum Abonnement und zur Insertion aufforderte. Eine einzige Firma, welche mit dem Major D. befreundet war, gab eine kleine Annonce zum Preise von einigen Mark auf. Dies traurige Ergebnis war darauf zurückzuführen, daß die bayerische Regierung den Vertrieb des „Arme-Journals“ verbot. Nach wenigen Monaten mußte Major D. seine Thätigkeit wieder aufgeben, die ihm weiter nichts eingebracht, wie einen Verlust von 6 bis 800 M. Durch die Beweisaufnahme wurde festgestellt, daß Joost auch dem Lieutenant Albrecht falsche Vorpiegelungen gemacht hat, auch dieser hat nur traurige Erfolge gehabt und einen bedeutenden Schaden erlitten. Der Angeklagte schrieb den beiden Vertretern die Schuld an dem Mißerfolge zu. Dieselben hätten es an dem nöthigen Eifer und an Ausdauer fehlen lassen, hätten auch die Mittel nicht gehabt, welche ein solches Geschäft erforderten. Er bißte ferner dabei, daß nicht nur der jetzige Kaiser sondern auch Kaiser Friedrich und Kaiser Wilhelm I. sich für sein Unternehmen interessirt hätten. Er sei im Stande, hierüber Handschreiben beizubringen, wenn man ihn nicht ein Jahr lang in Untersuchungshaft behalten hätte. —

Der zweite Betrugsfall betrifft den Buchdruckereibesitzer Benede in Hebrungen, welcher um ca. 5000 Mark geschädigt sein will. Im November 1889 suchte der Angeklagte durch eine Nachzahlung einen Drucker für seine Zeitung. Benede fuhr nach Berlin und hatte auch das zweifelhafte Glück, den Auftrag zu erhalten. Er hatte 5000 Exemplare zu drucken. Bei Abschluß des Geschäftes erging der Angeklagte sich wieder in den ungenehmlichsten Renommistereien. Sehen Sie, hier in diesem Zimmer sitzt allwöchentlich der Generalstab, hier sitzt der Chef, Graf Waldersee und um ihn herum sitzen die übrigen hohen Offiziere. Sie sind sämtlich Mitarbeiter an meinem Journal.“ Mit solchen und ähnlichen Redensarten mußte der Angeklagte den Provinzialen zu überreden, der sich bereit erklärte, ihm einen Kredit von drei Monaten zu geben. Geld war später von dem Angeklagten nicht zu erhalten, nach langem Mahnen sandte der Schuldner einige hundert Mark und einige faule Wechsel zum Gesamtbetrage von 1000 M. Keiner der Wechsel wurde eingelöst. Als Benede seinen Sohn nach Berlin schickte, um Geld zu holen, verließ der Angeklagte sich hinter seinem „Kontogagnon“, den Grafen Schwerin. Derselbe sei von einem großen Unglück betroffen worden, sein Sohn, ein junger Offizier, habe in seiner Garnison eine bedeutende Spielschuld gemacht und der Vater sei hingereift, um die Angelegenheit zu ordnen.

Der Zeuge Goebel, welcher bei dem Angeklagten die Stellung eines Bureauvorstehers bekleidet, bekundete, daß jedes Exemplar des „Arme-Journals“, welches in die Welt ging, mit einem Stempelabdruck versehen wurde, der die Bemerkung „Ausgabe 36 000 Stück“ enthielt. Dem Zeugen ist es trotz mehrfacher Anfragen nicht gelungen, etwas über die Persönlichkeit und den Aufenthaltsort des Grafen Schwerin zu erfahren.

Der Kaufmann Jakob in Pankowen will ebenfalls durch den Angeklagten geschädigt sein. Er erhielt von demselben eine Aufforderung zum Inseriren, wobei auf die weite Verbreitung des „deutschen Arme-Journals“ in 36 000 Exemplaren hingewiesen wurde. Jakob ließ sich dadurch bestimmen, ein Inserat zur schmerzhaften Aufnahme aufzugeben, der verabredete Preis von 180 Mark sollte durch eine Sendung Tuch, welches von Jakob fabrizirt wird, ausgeglichen werden. Jakob schickte auch das Tuch, von dem Angeklagten sofort zum Leihhaus gebracht wurde. Der vierte Betrugsfall dreht sich um den Ankauf eines Grundstücks, welches von dem Major v. Gaebide im „Berliner Tageblatt“ feilgeboten wurde. Er behauptete, daß er mit einem Amerikaner

wegen Verkauf des „deutschen Arme-Journals“ dem Abschluß nahe sei, er werde für das Blatt 300 000 M. erhalten und außerdem werde ihm seine Braut eine Mitgift von 50 000 Mark einbringen. Das Grundstück lag in Greifenberg I. P. und sollte 30 000 M. kosten. Es kam auch zum Abschluß eines Kontrakts, der Kauf wurde indessen nach der Verhaftung des Joost rückgängig gemacht und hat Major v. Gaebide nur soviel Schaden gehabt, wie die Hälfte des Verkaufspreises betrug. Anderen Zeugen gegenüber hat der Angeklagte erklärt, daß er wegen Verkauf seines Journals mit dem „Offizier-Verein“ in Verbindung stehe. — Eine Firma in Cincinnati hatte gegen den Angeklagten eine Forderung rechtskräftig erstritten und ließ auf Grund dieses Urtheils bei dem Angeklagten, der bereits im Jahre 1886 den Offenbarungseid geleistet hat, verschiedene Möbel pfänden. Die damalige Wirthschafterin und Braut des Angeklagten, Fräulein Westphal, erhob Einspruch gegen die Pfändung, indem sie behauptete, daß die gepfändeten Sachen ihr Eigentum seien. Es wurde eine eidesstattliche Versicherung mit drei Unterschriften aufgestellt, die dem Vertreter des Klägers, einem Rechtsanwalte in Leipzig zugesandt wurde. Diese Unterschriften sollen derart hergestellt sein, daß der Angeklagte drei seiner Angestellten, darunter zwei Mädchen, einzeln in sein Comptoir rufen ließ und sie durch List und Ueberredung nöthigte, den Namen von anderen Personen, die er angab, unter eidesstattliche Versicherung zu setzen. Die beiden vernommenen jungen Mädchen bekundeten, daß Joost den Text des Schreibens verdeckt hielt, während er die Zeuginnen ersuchte, einen von ihm diktierten Namen auf das Papier zu schreiben, es handelte sich um ein Geschäft und könne dem betreffenden Herrn dadurch ein weiter Weg erspart werden. Sie haben dem Worte ihres Chefs, daß keinerlei Unannehmlichkeiten daraus entstehen würden, geglaubt und unterschrieben. Der Angeklagte behauptete, daß die betreffenden Personen ihm die Erlaubniß gegeben hätten, ihren Namen zu unterschreiben, es könne doch gleichgültig sein, ob er dies selbst thue, oder Mittelspersonen dazu benutze. Die Zeugin, deren Namen zur Unterschrift benutzt wurden, erklärten, daß sie ihre Erlaubniß hierzu nicht gegeben hätten, auch nicht wüßten, ob Joost seine Sachen früher an Fräulein Westphal verkauft habe, oder nicht. Keiner der Angestellten im Joost'schen Geschäft hatte je den Grafen Schwerin, in dessen Namen Briefe geschrieben und Bestellungen gemacht wurden, je gesehen.

Der letzte Punkt der Anklage betrifft die Verleitung zum Meineide. Im vorigen Jahre schwebte gegen Joost ein Verfahren wegen Betrugs. Der Kaufmann Meier in Bremen hatte dem Angeklagten den Auftrag gegeben, 25 000 Stück Neillamozettel dem Arme-Journal als Beilage hinzuzufügen. Joost soll dem Meier vorgespiegelt haben, daß das Arme-Journal eine Auflage von 25 000 Stück habe. Kurz bevor der Termin im Schöffengerichte stattfinden sollte, war der Sohn des Druckereibesizers Benede bei Joost, um Geld einzufahren. Joost soll ihm gesagt haben, daß er ihn herausreichen könnte, wenn er im Termine bekunden wolle, daß das Arme-Journal in einer Auflage von 25 000 Exemplaren gedruckt worden sei. Er wolle ihm gern dafür einige tausend Mark geben, wenn er freigesprochen werde. Dem Schreiber Baugardt soll er 500 M. geboten haben, wenn er vor Gericht auszusagen wolle, daß die 25 000 Beilagen mit einer Nummer expedirt worden seien. — Wie der Zeuge Benede bekundete, ist er zum Schein darauf eingegangen und ebenso Baugardt. Sie gaben bei dem damaligen Vertheidiger des Joost, Rechtsanwalt Maffe, die Erklärung ab, daß sie in dem erwähnten Sinne auszusagen vermöchten und Rechtsanwalt Maffe sagte diese Notiz seinen Akten bei. Die beiden Zeugen gingen auch mit Joost zum Gerichtsgebäude, entfernten sich aber, als Joost zur Verhandlung aufzubrechen wurde. Sie konnten nicht vernommen werden, ersuchten aber später, daß Joost dennoch freigesprochen werden war. Beide Zeugen belasteten den Angeklagten auf's Schwerste. Joost behauptete dagegen, es müsse ein Mißverständnis sein, er habe mehrfach zu Baugardt gesagt, daß er ihm 500 M. geben würde, sobald er sein Arme-Journal günstig verkauft haben würde. Die Zeugen beharrten indessen auf ihrer Aussage. Nun behauptete der Angeklagte, daß die Zeugen Benede und Baugardt einen Meineid geleistet hätten, er habe ihnen weder das fragliche Anerbieten gemacht, noch sei er mit ihnen zum Termine gegangen. Er berief sich dafür auf das Zeugniß des Versicherungsbeamten Sachs, der ihn zu dem betreffenden Termin begleitet habe. Als Sachs vernommen wurde, bekundete derselbe, daß ihm die ganze Angelegenheit völlig fremd sei. Als schweres Belastungsmoment dient ein Kaffiber, der vom Angeklagten an den Summivaaren-Fabrikanten Krahl vom Gefängnisse ausgerichtet wurde. Ein entlassener Gefangener sollte den Brief an seine Adresse befördern, er ist aber angehalten worden. Diesem Brief lag ein zweiter bei, der an den Zeugen Sachs gerichtet war und in welchem dieser genaue Verhaltensmaßregeln erhielt, wie er in der Meineidsache und in den übrigen Strafsachen auszusagen hat. Der Adressat wird, wenn auch indirekt, aufgefordert, eine falsche Aussage zu machen.

Nach Schluß der Beweisaufnahme hielt der Staatsanwalt alle Punkte der Anklage im vollen Umfange aufrecht. Er beantragte eine Gesamtstrafe von drei Jahren sechs Monaten Zuchthaus und fünf Jahre Ehrverlust, wobei er anheimstellte, hiervon sechs Monate durch die erlittene Untersuchungshaft für verbüßt zu erachten. Der Vertheidiger, Rechtsanwalt Bont, hielt die Anstiftung zum Meineide nicht für hinreichend erwiesen und die Anklage wegen der Betrugsfälle aus dem Grunde für hinfällig, weil man dem Beschuldigten eine beträgerische Abicht von vorne herein doch nicht nachweisen könne. Die Geschichts mit dem wüthigen Grafen Schwerin möge ihm zum Nachtheile ausgelegt werden, es könne aber ebenso gut als eine Schwärze angesehen werden, derartige Namen ins Feld zu führen, wie es ja auch bei größeren Unternehmungen zu geschehen pflege. Im Falle Jakob könne von einem Betruge gar keine Rede sein, denn das Tuch, welches von diesem an den Angeklagten geschickt wurde, bewertete das Leihhaus auf 86 M. und belieh es mit 24 M. Unter allen Umständen sei der Angeklagte lange nicht so schlimm anzusehen, wie der Staatsanwalt beantragt habe.

Der Gerichtshof schied den Fall Jakob aus, hielt den Angeklagten dagegen in allen übrigen Punkten für schuldig. Das Urtheil lautete auf zwei Jahre sechs Monate Zuchthaus und Ehrverlust auf die Dauer von 5 Jahren. Sechs Monate wurden auf die Untersuchungshaft angerechnet.

Ein Stückchen Schauspielereleben wurde vor der ersten Strafkammer des Landgerichts II entrollt. Es handelte sich um einen Fall des modernen „Häufels“, welcher bereits in dritter Instanz, auch das Reichsgericht hatte sich schon damit beschäftigt, verhandelt wurde. Die Ehefrau eines Schauspielers Namens Diebitz war wegen strafbaren Eigenmuthes von der vierten Strafkammer des Landgerichts I zu 30 Mark Geldstrafe verurtheilt worden. Sie legte Revision beim Reichsgericht ein, welches die Sache unter Aufhebung des Urtheils an die oben genannte Strafkammer verwies.

Der Sachverhalt war es, der das Bild einer modernen „The“ entrollte, wie es leider unter der heutigen anarchischen Produktionsweise nur zu oft sich zeigt. Die arme Mäntelnäherin hatte dem Schauspieler ihre Liebe und ihr ganzes Vertrauen geschenkt und sah sich nach kurzen Hüttenwochen durch die Gastspiele des Gatten nur gar zu oft verlassen. Auf den Gastspielreisen vergaß der Künstler sein „besseres Ich“ und lebte mit anderen Frauen im Konkubinat. Seine Gage kann auch nicht allzuhoch gewesen sein, denn er war nicht im Stande, seine Frau zu ernähren. Das arme Weib aber konnte trotz allen Fleißes auch nicht so viel schaffen, daß sie allen Anforderungen gerecht werden konnte. Sie mietete eine Wohnstube bei einem Berliner Hauswirth, Namens Keller. Mi-

